



Erscheint jeden
Donnerstag.

Der Humorist.

Frei-Beilage zum
„Wiesbadener General Anzeiger.“



No. 41.

Wiesbaden, den 15. October 1896.

I. Jahrgang

Thompson's Grabstein.

Humoreske von W. L. Alden.
Deutsch von Fritz Länder.

(Nachdruck verboten.)

Wir hatten gerade in dem kleinen Pariser Restaurant unser kleines flottes Diner beendet und der junge Kathrop stritt sich wie gewöhnlich mit dem Kellner wegen der Rechnung herum, als ihm der Kolonel ärgerlich zurief:

„Herr Gott, Sie machen ja von der Rechnung mehr Weins als Thompson von seinem Grabstein!“

Dieser Ausruf des Colonels war viel zu mysteriös, um überhört werden zu können und selbstverständlich drangen alle in ihn, die Geschichte, die sich daran knüpfen mußte und tatsächlich auch knüpfte, zu erzählen, denn der Colonel ließ sich nicht lange bitten, schob seinen Stuhl zurück, streifte die Asche von seiner Cigarre, streckte die Beine so weit als möglich von sich und begann dann folgendermaßen:

„In meiner Vaterstadt lebten zur Zeit als ich noch Knabe war, zwei Brüder: James und John Thompson. Sie waren Zwillinge und zu jener Zeit ungefähr 40 Jahre alt. James war Junggeselle, John seit langen Jahren Wittwer und Beiden ging es gut. John lebte als wohlbestallter Farmer, James dagegen war Wagenbauer und nebenbei Besitzer des einzigen Leichenwagens der Stadt. Diesen kutschte er stets selber, denn sein Geiz ließ es nicht zu, sich einen Kutscher zu halten. — Der Geiz war nämlich nicht nur sein hervorstechendster Zug, sondern auch der seines ebenso ehrenwerthen Bruders.“

John Thompson war, wie gesagt, schon seit langen Jahren Wittwer, und da den heirathslustigen Damen diese Zeit viel zu lang wurde und sie schließlich jede Hoffnung aufgaben, ihn jemals kapern zu können, so hörten sie auch allmählig auf, ihn zu besuchen und bei „Missionen“ Angelegenheiten um Rath zu fragen. Plötzlich, man traute seinen Augen und Ohren nicht, heirathete er Mi Mary Sloom, eine Jungfrau im besten Mannesalter.

Diese Mi Sloom betrieb eine kleine Grocery, bei der sie sich ein bescheidenes Vermögen erspart hatte. Von ihr munkelte man, daß auch James Thompson sie recht gerne zur Frau genommen hätte, daß aber der Leichenwagen, der auf seinem Hofe stand, sie davon abgehalten habe, seinen Antrag anzunehmen.

So wurde sie John Thompson's Weib, weil seine Ansichten über Kindererziehung mit den ibrigen vollständig übereinstimmten, während er sie wieder nahm, weil sie nicht nur im Rufe einer tugend samen, frommen und gottesfürchtigen Jungfrau, sondern auch in dem einer vortrefflichen Köchin stand.

Die beiden Brüder Thompson besaßen jeder für sich ein Grbegrabni und die beiden Grabstätten lagen dicht nebeneinander. Während James jedoch für die seine leider noch keine Verwendung gefunden hatte, war John dagegen viel besser daran, denn er hatte seine erste Frau bereits glücklich in derselben begraben.

Ich weiß nun nicht wie es kam, aber nicht lange nach seiner Verheirathung mit Mitre Mary Sloom fand John es für nöthig, seiner ersten Frau einen Grabstein zu setzen. Da ein solcher Luxus jedoch ziemlich kostspielig war, so kam er auf den erhabenen Einfall, diesen Grabstein so einzurichten, daß er für alle erdenklichen Todesfälle in der Familie ausreichen konnte. Er ließ somit einen kombinierten Familien grabstein anfertigen und über der Gruft anbringen. Am Kopfe des Steines las man den Namen John Thompson's und den Tag seiner Geburt. Darunter war der Raum für den Todestag gelassen. Hierauf folgte eine Inschrift, welche besagte, daß Sara Jane, des Obgenannten „viel teuerste Ehefrau“ selig im Herrn hier ruhe.

Dann kam der Name Mary's, geb. Sloom, des Obgenannten „liefsbetrauertes und innigst geliebtes Eheweib“, nest der Angabe ihres Geburtstages und dem obligaten Raum zur Angabe ihres kunstigen Sterbetages. Und nur die besonders zärtliche Abfassung dieser Inschrift hatte Mitre Mary dazu gebracht, das Datum ihres Geburtsjahres und damit das Geheimniß ihres Alters preiszugeben. Die untere Hälfte des Steines dagegen war für die Namen etwaiger Kinder frei gelassen worden, auf die John Thompson eventuell vielleicht doch noch zu rechnen berechtigt war.

Dieser Grabstein kostete nicht mehr als ein gewöhnlicher, nur für einen Todten berechneter, und überdies hatte der Stelame sich schriftlich verpflichtet müssen, zur gegebenen Zeit Miter John's und Mi Mary's Namen kostenlos einzumeieln. Die Namen etwaiger Sproslinge aber hatte er zu sehr reduzierten Preisen zu liefern.

Dieser ökonomische Familiengrabstein machte natürlicher Weise sehr viel von sich reden, und kein Fremder,

der durch unsere Stadt kam, verabsäumte es, den Kirchhof um seinetwillen zu besuchen.

John war natürlich sehr stolz auf seine großartige Erfindung und oft und oft wanderte er nach dem Kirchhof hinaus, um sich, behaglich sein Pfeifchen rauchend, so recht von Herzen an seinem herrlichen Grabstein zu erfreuen . . .

Drei Jahre waren verstrichen, seit John Thompson und Mary Sloom den heiligen Ehebund geschlossen hatten und schon trug der Stein zwei neue Inschriften und zwar die Namen Charles Henry und William Everett Thompson, „eheliche Kinder des obengenannten John Thompson und seiner ihm angetrauten Gattin Mary“. Und der „tiefbetrübte“ Vater rechnete aus, daß bei richtiger Vertheilung noch weitere vier Kinder auf dem Grabstein ihren Platz würden finden können.

Paß jedoch begannen für John ganz ungeahnte und unerwartete Sorgen. Der Pfarrer seiner Sekte hatte nämlich geweissagt, die Welt würde am 21. April des Jahres um 1/9 Uhr Morgens untergehen und John war von dem Eintreffen der Prophezeiung vollständig überzeugt. Mary hingegen war über dieses unchristliche Geseßel vollständig außer sich und da jeder hartnäckig bei seiner Ansicht blieb, so fuhr Mißtreß Mary eines schönen Tages schnurstracks nach Chicago und ließ sich — eins, zwei, drei — von ihrem Manne scheiden.

Darauf aber hatte der Andere, darauf hatte James Thompson nur gewartet. Er erbot sich, den Leichenwagen nicht nur in einen Schuppen zu stellen, sondern eventuell sogar ihn zu verkaufen und nachdem damit jeder Hinderungsgrund aus der Welt geschafft war, willigte Mißtreß Mary selbstverständlich ein, Master James Thompson's Gattin zu werden.

John schien aber den Verlust seiner Gattin ziemlich leicht zu ertragen. Plötzlich jedoch fiel ihm ein Ding schwer auf das Herz. Was war's? Natürlich sein Grabstein, der jetzt durch die geänderte Sachlage der Welt eine ganz unglaubliche Lüge verkündete, nämlich die, daß Mißtreß Mary, geborene Sloom, sein innigst geliebtes Eheweib sei. Unter einem Grabstein aber, auf welchem so eine Lüge stand, hätte er in seinem Leben nicht ruhig liegen können, namentlich, wenn im Grabe daneben „sein ti betraueretes und innigst geliebtes Eheweib“ als das Weib eines Anderen selig im Herrn ruhte. John faßte darum den männlichen Entschluß, Mißtreß Mary zu beseitigen — auf dem Grabstein natürlich. Die Rücksicht auf Charles Henry und William Everett aber, seine unmißlichen hilflosen Kinder, veranlaßte ihn, von seinem Vorhaben abzustehen, damit nicht dadurch Jemand auf den unseligen Einfall gebracht werde, anzunehmen, daß Charles Henry und William Everett etwa gar ohne Mutter auf die Welt gekommen seien. Die Kinder mit auszulöschen aber, das brachte er nicht übers Herz. Das wäre ihm wie eine Profanation erschienen und hätte ihn außerdem gegebenen Falls einen neuen Grabstein für die Kinder gekostet.

Lange und lange grübelte und brütete John nun über der Frage, wie nun der Sache abzuhefen sei. Da plötzlich kam ihm ein rettender Einfall. Er nahm einfach einen alten Kopskissenbezug, verhielte damit schamhaft den Namen seines Weibes und seiner Kinder und hatte bald das erhebende Bewußt sein, seinem berühmten Grabstein einen Reiz mehr gegeben zu haben.

James Thompson wußte aber einen anderen Ausweg. Er schlug den Bräutigam vor, einfach eine Korrektur vorzu-

nehmen und die auf seine Frau bezügliche Inschrift folgendermaßen zu ändern:

„Hier sollte liegen Mary Sloom, des obgenannten tiefbetraueretes und innigst geliebtes Eheweib. Da sie aber James Thompson's Weib geworden ist, liegt sie jetzt dort  und eine Hand sollte nach James Grabstätte weisen.“

Diese Idee aber wollte John nicht recht passen und zwar deshalb, weil sie nicht ihm gekommen war und James sich auch weigerte, die Kosten dieser Korrektur aus seiner Tasche zu tragen.

Schließlich aber wäre die Sache wahrscheinlich doch auf diese Weise geregelt worden, wenn nicht James Thompson zufällig eine Fischgräte verschluckt hätte und an derselben plötzlich verstorben wäre.

Das gab der Sache eine andere und alle befriedigende Wendung.

Da nämlich mittlerweile die Welt nicht am 21. April untergegangen war, unser John Thompson somit den vollgiltigen Beweis hatte, daß er gegen seine Frau im Unrecht gewesen war, so lag ihm als rechtschaffenen Manne natürlich daran, sein Unrecht wieder gut zu machen.

Wie aber hätte er dies besser zu thun vermocht, als dadurch, daß er das Band der Ehe, welches er so jähe zerschnitten hatte, auf's Neue wieder knüpfte. Er schlug daher Mißtreß Mary vor, abermals sein Weib zu werden, ein Antrag, den dieselbe mit der gebührenden Nahrung annahm.

Der Kopskissenbezug konnte somit wieder von dem Grabe verschwinden. Der Grabstein strahlte nun in seiner vollkommenen von keiner Lüge geschwärzten Schönheit, die Kinder hatten ihre Mutter wieder, Mißtreß Mary, geborene Sloom, war wieder ihres Gatten „tiefbetraueretes und innigst geliebtes Eheweib“ und man munkelt sogar, daß jetzt auch die vier leeren Stellen auf Thompson's Grabstein „vollständig ausgefüllt sind.“



Die Nase als Geldverdiener.

Eine humoristische Plauderei
von Ovidius Naso dem Jungen.

(Schluß).

Nun hatte ich das Wort und ich war ein wenig in Verlegenheit, denn die Mittheilungen Stapelselbsts waren kaum zu überholen, dafür aber stand ich mit meinem Nasenmenschen in einem persönlichen Verkehr, wenigstens zu einer gewissen Epoche meines schriftstellerischen Wirkens, welche für Schriftsteller wie Publikum oft ganz besonders interessant, manches Mal aber auch das Gegentheil werden kann!

„Es ist schon einige Jährchen her“, so begann ich wahrheitsgemäß zu berichten, „als ich einmal in Breslau einem Gerichtsverfahren beiwohnte, dessen Hauptperson damals nicht bloß in der schlesischen Hauptstadt sondern ebenso sehr, ja fast mehr noch in der ganzen Provinz eine vielgenannte war und im Volksmund allgemein und kurzweg der „Diebesdieb“ hieß. Der Mann war von Hause aus Tagelöhner und machte sich im Laufe der Zeiten unter seinesgleichen und in den benachbarten Or-

schaften „berühmt“ durch das außerordentliche Vermögen, um dessen Willen man ihm mit Fug und Recht jenen Spitznamen beilegte. Eines Tages nun wurde einem Schäfer unweit Breslau aus einem verschlossenen Kasten ein Beutel mit Geld gestohlen und der Tagelöhner wurde herbei geholt, um mit seiner Nase den Dieb zu entdecken. Das geschah denn auch und zwar in der eigenen Tochter des Schäfers, den Beutel aber fand man im Garten vergraben an der Stelle, die der „Diebesriecher“ angegeben. So lieb das Letztere nun auch dem Bestohlenen war, das Erstere paßte ihm natürlich gar wenig, zumal die Tochter leugnete. So kam die Sache vor die Gerichte und die brachten denn die Wahrheit an das Tageslicht: die Schäferstochter war wirklich die Diebin! Natürlich kam unser Mann durch diesen Prozeß erst recht zu Ruf und machte ein kolossales Geschäft. Aber wie gewonnen, so zerronnen; als er zu Geld gekommen, versank er dem Trunke und starb eines frühen Todes an den Folgen eines schweren Falles, den er im Rausche that. Meine persönliche Bekanntschaft datirt aus den Zeiten seines größten Glückes. Da fuhren wir einmal selbender in einem Coupee von Breslau nach Liegnitz, wo auf dem dortigen Sommertheater ich als dramatischer Dichter die Feuerprobe bestehen sollte. Ihr könnt Euch denken, lieben Freunde, in welcher gehobenen Stimmung ich mich befand, und da mein Coupeegenosse sehr originell plauderte und auch sonst keinerlei Tagelöhner-Mühen mehr zur Schau trug, so gewährte ich ihm gern seinen Wunsch: der Probe meines Stückes beizuwohnen. Ihr begreift, daß ich ihm, obgleich er mir ganz fremd, in der Freude meines überfließenden Herzens den Grund meiner Reise nicht vorenthalten konnte, und er erklärte mir darauf ebenso offenerherzig, daß er für die Bühnenkunst schwärme und bereits manche erkleckliche Summe für Bouquets und Lorbeerkränze vorausgibt habe. Lorbeerkränze! Gegen Leute, die so etwas thun, ist ein angehender Bühnendichter doppelt höflich. Am anderen Vormittag sitzt denn natürlich mein berühmter Nasemann neben mir in dem fast ganz leeren Zuschauerraum und verfolgt mit einem für mich äußerst schmeichelhaftem Interesse den Verlauf der Handlung des ersten Aktes, bei dessen Schluß er sogar sehr kräftig in seine Niesenfauste schlug. Gegen Menschen, die solche Hände besitzen, ist ein dramatischer Debutant immer sehr entgegenkommend. Während ich in verbindlichster Weise mit dem neuen Gönner plaudere, wird droben auf dem Theater die Dekoration gewechselt. Plötzlich stürzt ein Kellner in den Garten mit dem Schreckensruf: Feuer! Alles geräth in Aufregung und da auch noch die Kinder des Sommertheaterwirthes mit verstorbenen Mienen vorüberstürzen und dasselbe Schreckenswort ausstoßen, so kommt über die Mitwirkenden ein panischer Schrecken. Alles stürmt ins Freie, Darsteller und Souffleur, Direktor und Regisseur, Theaterleute und — natürlich auch der Dichter und dessen Freund. Erst nach einer Weile entdecken wir in einem abgelegenen Winkel des umfangreichen Gartens den Ort, wo das verheerende Element seine unheimliche Thätigkeit entfaltet hatte. Ein Haufen bärres Kartoffelkraut, das spielende Kinder unweit der Gartenumzäunung angezündet hatten, war Ursache, daß dieser in Brand gerathen. Mit kräftigen Fußtritten wurden die nächsten noch nicht vom Feuer erfaßten Pflanzen umgestürzt und fortgerissen und gegen die Flamme lenkte das Livolibesthers Gartenspritz bald erfolgreich ihre Wasserstrahlen. So war man denn mit dem Schrecken davon gekommen, allein als wir in

das Theater zurückkehrten, erwartete uns daselbst ein neuer. Das Souffleurbuch meines Stückes war fort! Allgemeine Bestürzung. Ein selbendes, blutrothes Taschentuch, zu dem sich im Personal kein Eigenthümer meldete, das sich neben dem Souffleuropulte fand, von dem die feste Diebeshand das einzige Manuscript meines Erstlingswerkes entwendet hatte, gab aber meinem Freunde, dem Diebesriecher, die zuversichtliche Hoffnung, den frechen Burschen abzufassen. Und das geschah früher, als wir Alle dachten. Ganz richtig kalkülirte der ehemalige Tagelöhner, sozusagen mit geistiger Feinnasigkeit, daß der Dieb seinen Raub sicherlich ins Weite zu entführen gedenken würde. So suchte und fand er ihn denn auch auf dem Bahnhof. Und wer war der Dieb? Ein Mitglied des Dichtervereins, dem auch ich angehörte. Und warum beging er dieses fluchwürdige Verbrechen? Aus Freundschaft, um mich einer unauslöschlichen Blamage zu entziehen! Na, wenn sie auch nicht unauslöschlich geworden ist, aber eine Blamage war die nun doch noch ermöglichte Erstausführung meines Stückes doch, trotz der riesigen Hände des Diebesriechers und seiner drei Lorbeerkränze. Ich habe bis heute demselben nie verzeihen können, daß er mein Logennachbar war und infolge dessen der Diebstahl mißlang. Neben mir nicht mehr davon!

„Und wie lautete denn der Titel Ihres Dramas?“ fragte John Stapelsfeldt.

„Das Grab am Busento,“ gab ich etwas kleinlaut zurück.

„Ja, wenn Sie schon solche Stoffe behandeln,“ meinte der Amerikaner. „Da Sie nicht Geld mit Ihrer Nase verdienen können, sondern es mit der Feder müssen, möchte ich Ihnen rathen, bei Ihrer Stoffwahl ins frische, volle Menschenleben zu tauchen. Denken Sie an unsere heutigen Erzählungen; da ist ein Stoff dramatischer als der andere: Nr. 1. „Der Justizmord in Toledo“, Nr. 2. „Barnum, Petroleumkönig und Zuckerfabrik“, Nr. 3. „Das gestohlene Manuscript“! Was?“

„Ich werde mir's überlegen“, gab ich zurück und trank mein Glas leer.

Und nun lege ich die Feder bei Seite mit dem eidlichen Gelöbniß an alle verehrten Leser dieser Zeilen, daß ich keine der drei Stoffe behandelt oder behandeln werde. Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!



Von ihm!

Es hat der Einziggeliebte
Geschrieben von fernem Ort;
Wie spricht sein treues Gedenken
Zu mir aus jeglichem Wort . . .

Er grüßt mich am Schluß und küßt mich
Im Geist viel tausend mal! . . .
Ach! Hätt' ich nur einen der Küsse —
Doch den — im Original.

„Eustige Blätter.“



Die Republik!

Es bröhen Schüsse übers Meer,
Die Straßen sind beslaggt,
Es defilirt ein ganzes Heer
In abgemess'nem Takt,
Ein Jubelsturm durchbraust den Staat,
Gedankt wird dem Geschick,
Denn es besucht ein Autokrat
Die Republik!

Die freien Bürger sind zur Stund'
Vom Fieber angefaßt,
Sie schreien sich die Kehle wund,
Begrüßend ihren Gast.
Im hellsten Lichte strahlt die Stadt,
Befeuernd tönt Musik,
Denn es besucht ein Autokrat
Die Republik.

Egalité und Liberté,
Die Worte sind verstummt,
Und nur der Ruf; Fraternité
Noch in den Ohren summt.
Fraternité! Verbrüder hat
Sich Frankreich mit dem Glück,
Denn es besucht ein Autokrat
Die Republik.

Es hat des Landes Oberhaupt
In sorgenvoller Pein
Sich manche Stunde Schlaf geraubt,
Um ganz correct zu sein;
Es mußte lernen accurat
Zu beugen das Genick,
Denn es besucht ein Autokrat
Die Republik.

Daß einst man Freiheitstämpfe schlug,
Die Marseillaise sang,
Daß man die phryg'sche Mütze trug —
Vergessen ist das lang;
Nur manche Blumenbarricad'
Schafft echt Pariser Chic —
Denn es besucht ein Autokrat
Die Republik.

Die Welt, die sah uns angehört
Den närrischen Cancan,
War nicht erstaunt und nicht empört,
Stimmt nur ein Lachen an
Und sagt sich heiter: Sicher hat
Bei dem Spectakelsstück
Belacht sogar — der Autokrat
Die Republik!

Der „Floh.“



Spruch.

Es ist nichts schwerer zu ertragen,
Als eine Reihe von Regentagen,
Denn plötzlich, eh' man sich versteht,
Die Frau vom Lande nach Hause zieht.

Allerlei Humoristisches.

Ausweg.

Mutter: „Dein Tintenwischer ist ja noch gar nicht gebraucht, Karlchen!“ — Karlchen: „Nein, ich brauche ihn nicht, meine neuen Hosen sind ja auch schwarz!“

Bescheidene Bitte.

Vater der Braut: „Es thut mir leid — aber mein Schwieger-sohn werden Sie nicht!“ — Bewerber: „Gestatten Sie dann wenigstens, daß ich das Haus durch die Hofthüre verlasse, auf der Straße warten zwei von meinen Gläubigern!“

Die Motivierung.

Miether: „Wie, für diese kleine Wohnung wollen Sie 600 Ml. und dabei vier Treppen hoch! Das ist entschieden zu theuer.“

Wirth: „Aber, lieber Herr, dafür können Sie ja auch vornehm von oben herunter über Alle hinwegsehen.“

Zeitgemäß.

Herr: „Was, Sie betteln? Mensch, Sie sind ja unverschämt bid!“

Bettler: „Det is ja eben det Unglück, det mich keen Mensch det Zeld schenkt, det id 'ne Entfettungskur durchmachen kann.“

Mehr als er erwartete.

Vagabund (seinen Knüttel schwingend): „Heraus mit Eurem Gelde und was Ihr sonst an Werthsachen bei Euch habt!“

Spaziergänger (seinen Revolver ziehend und anlegend): „Das ist augenblicklich das Werthvollste, was ich bei mir habe!“

Verrathen.

Dienstmädchen (in einen Cigarrenladen tretend): „Ein halbes Duzend Cigarren für Rentier Lehmann.“

Cigarrenhändler: „Welche Nummer?“

Dienstmädchen (in Gedanken): „Zar keine Nummer — Namenszug uff de Achsellappen!“

Ein schneller Blick.

1. Dame: „Also wirklich, auch Sie haben sich in Ihren Gatten auf den ersten Blick verliebt?“

2. Dame: „Zawohl, und das kam so: Ich ging mit meinem Papa am Strand spazieren, da begegneten wir ihm und Papa flüsterte mir zu: „Siehst Du, der Herr, der eben auf uns zukommt, ist ein zehnfacher Millionär“ — und da war es mit mir sofort fertig.“

Echt weiblich.

Ella: „Du Bella, ich glaube, Ferdi wird mir heute einen Heirathsantrag machen. Wenn ich nur wüßte, was ich ihm antworten soll!“

Bella: „Seit wann macht er Dir denn den Hof?“

Ella: „Oh, schon seit zwei Jahren!“

Bella: „Run, dann sage: „Ach, Herr Schulz, Ihr Antrag kommt so plötzlich!“

Zu aufrichtig.

„Mama: „Heute hat meine Tochter selbst gefragt. Sagen Sie ganz aufrichtig, Herr Assessor, was hat Ihnen am besten geschmeckt?“ — Assessor: „Ganz aufrichtig gesagt, — der Senf!“